

## Rezensionen

---

Elisabeth Badinter, **Die Identität des Mannes. Seine Natur, seine Seele, seine Rolle.** München/Zürich: Piper Verlag 1997 (franz.: XY. De l'identité masculine, Paris: Édition Odile Jacob 1992; deutschspr. Erstausgabe: XY. Die Identität des Mannes. München: Piper Verlag 1993), 300 S., öS 145,00/DM 19,90/sfr 19,00, ISBN 3-492-22337-0.

George L. Mosse, **Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit.** Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 1997 (amerik.: The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity. New York: Oxford University Press 1996), 284 S., öS 321,00/DM 44,00/sfr 41,00, ISBN 3-10-050605-7.

Die im Gefolge der angloamerikanischen *Men's Studies* entstandene *Männergeschichte*<sup>1</sup> beschäftigt sich bislang vor allem mit den historischen Ursachen der Krise des bürgerlichen europäisch-amerikanischen Mannes des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Angesichts dieser inhaltlichen Schwerpunktsetzung läßt sich auch für den deutschsprachigen Raum bereits ein Trend feststellen: Verlagen und Buchhandlungen offeriert das Männer-Etikett die Möglichkeit, historische Werke als einen Beitrag zur Lösung rezenter psychosozialer Konflikte zu verkaufen. Auch Historiker und Historikerinnen werden sich in der Folge vermehrt dieser Strategie bedienen und schon deshalb der *Männergeschichte* einen größeren Bekanntheitsgrad verschaffen.

Elisabeth Badinter weiß bereits von ihrem ersten Buch „Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute“ (franz. Ausgabe 1980) welche Ingredienzien ein historisches Werk zum Publikumserfolg führen. In „Die Identität des Mannes. Seine Natur, seine Seele, seine Rolle“, das nun auch als Taschenbuch erschienen ist, hat sie einige der Zutaten neu gemischt und einen Imperativ des populären Schreibens erneut angewandt: die Historisierung eines aktuellen Geschlechterkonflikts. Dieses Mal fokussiert sie aber nicht Frauen, die die biologistische Ideologie der bürgerlichen bzw. patriarchalen Gesellschaft in Frage stellen, sondern jenen Teil der

---

1 Einen ersten Überblick bringen: John Tosh, What Should Historians Do with Masculinity? Reflections on Nineteenth-Century Britain, in: History Workshop Journal, 38 (1994), 179–202 u. Thomas Kühne, Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: ders. Hg., Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, 7–30.

Menschheit, der „nicht mehr [weiß], wie er sich definieren soll“ (15) – nämlich Männer mit brüchiger „Männlichkeit“. Nach Badinter hätte die massive feministische Kritik der letzten 30 Jahre die Stützpfeiler der männlichen Geschlechter- und Geschlechtsidentität zum Einsturz gebracht und den „Kaiser ohne Kleider gezeigt“ (17). Anders als der Titel verheißt, behandelt das Buches damit weniger die Genese und Konstruktion der männlichen Identität, als vielmehr deren aktuelle und historische Krise. Die Autorin beleuchtet die Identitätskrise(n), indem sie Forschungen der Geschichtswissenschaften, der Soziologie, der Anthropologie und nicht zuletzt der (Tiefen-)Psychologie vorstellt. Sie will einen Disziplinengrenzen überschreitenden Einblick in den aktuellen Diskussionsstand liefern und auch einen möglichen Weg aus der Krise, den sog. „versöhnten Mann“, präsentieren.

Die im Rahmen von Seminaren an der École Polytechnique entstandene Studie stellt widersprechende Theorien und Thesen dar. Badinter läßt uns aber auch über ihre eigenen Positionen nicht im unklaren. Nach ihr ist der Grund, warum die männliche Identität zu schwanken beginnt, folgender: „Im Gegensatz zur Ideologie des Patriarchats sind nicht die Männer die ersten Bezugsgrößen der Menschheit, sondern die Frauen. In bezug auf sie und gegen sie definieren sie sich.“ (22) Wenn Frauen die ihnen zugewiesenen soziokulturellen Orte verlassen, würde bei Männern Krisenstimmung bezüglich ihrer Virilität aufkommen. Dies gelte bereits für die Männlichkeitskrisen der frühen französischen und englischen Aufklärung und des *Fin de Siècle*. Schon damals sei der Wandel des Frauenbildes und die Veränderung der Lebensverhältnisse einer relativ schmalen Schicht von Frauen der maßgebliche Grund dafür gewesen, daß sich Männer vor der Verwaschung der Geschlechtergrenze und damit vor der Auflösung ihrer durch Abgrenzung konstruierten Geschlechteridentität fürchteten. Die durch „unweibliche“, in der Öffentlichkeit agierende Frauen verursachte „Verweiblichung“ der Kultur hätte einen Teil der Männer zu übersteigter Virilität getrieben, andere zu konturlosen Männern ohne Eigenschaften gemacht. Nach der Meinung der Autorin hätten jedoch zuerst die Französische Revolution und dann die beiden Weltkriege ein Desaster dieser Art von Männlichkeit verhindert.

Bereits auf den ersten vierzig Seiten zeigt sich die Hauptproblematik des Buches: Badinter verzichtet zugunsten ihrer zentralen Hypothese – Männlichkeit entsteht durch Differenzbildung zur Weiblichkeit – auf detaillierte Überlegungen zu sozial und kulturell unterschiedlichen Formen der Männlichkeitsbildung und -krise. Angesichts dieser Vereinfachung glaubt sie zum Beispiel den Adeligen des 17. Jahrhunderts, den Bürger des *Fin de Siècle* und den gegenwärtigen Mann in einen Topf werfen zu können – ihrer aller Krise hätte doch aus dem Wandel des jeweiligen Frauenbildes resultiert. Daß es vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart nicht nur eine, sondern recht unterschiedliche Männlichkeiten – und damit wohl auch Krisenpotentiale – gegeben hat, verschweigt uns die Autorin. Auch die sonstigen Formen der Differenzbildung und Identitätskonstruktion kommen zu kurz: Zu nennen sind hier insbesondere all jene „feinen Unter-

schiede“ und hegemonialen Auseinandersetzungen im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben, durch die Männlichkeit primär (auch) als Differenz zwischen Männern konstruiert wurde und wird.

Wo Badinter nicht nur generelle Entwicklungen anspricht, sondern etwa nach Ländern differenziert, gelangt sie ebenfalls zu recht gewagten Aussagen über männliche Nationalcharaktere. So etwa wenn sie unter Verweis auf Klaus Theweleits „Männerphantasien“ meint, daß die deutschen „Helden des Nazismus ein schwaches Ich und beträchtliche sexuelle Probleme“ kaschierten, die Franzosen und Engländer hingegen durch eine andere Eigenheit gekennzeichnet seien: „Für die Franzosen traf dies nicht auf die gleiche Weise zu. Zwar blieb Frankreich nicht vom Virus des Faschismus verschont, aber seine Geschichte unterscheidet sich von der in Italien oder in Deutschland; die Franzosen haben ‚panische Angst vor einer Zurückweisung oder Trennung‘. Im Gegensatz zu den Angelsachsen, die sich für eine Trennung der Geschlechter und ein superviriles Ideal entscheiden, wählten sie das Verhandeln und ein nicht so offenkundig machistisches Gebaren.“ (32)

Diese höchst brisanten Unterscheidungen werden nicht weiter ausgeführt, Badinter bringt kaum Überlegungen zu den kulturellen oder sozialen Ursachen der angeblichen nationalen Spezifika. Hier, wie an mehreren anderen Stellen des Buches, entsteht der Eindruck, als habe sie sich die „passenden“ historischen Beispiele recht willkürlich und ohne den jeweiligen Kontext zu berücksichtigen, ausgewählt. Auch wenn Badinter auf einen recht konkreten Fall von männlicher Identitätskrise, wie etwa den des Wiener *Fin de Siècle* (29ff), näher eingeht, werden zugunsten der Hauptthese zentrale Faktoren ausgeblendet. Obwohl sie bei ihrem „Wiener“ Informanten Jacques LeRider ausreichend über die Bedeutung von Antisemitismus, Nationalismus und den Niedergang der Monarchie hat lesen können, erfahren wir über diese für das Verständnis der Männlichkeitskrise(n) der Wiener Moderne so wichtigen Bedingungen nur wenig.

Männer die die Geschlechtsgrenzen überschritten, hätten – so Badinter – die bürgerliche Form der Männlichkeit in besonderem Maße bedroht. Dies würde vor allem jene Geschlechtsgenossen betreffen, die den Inbegriff moderner Männlichkeit, die Heterosexualität, negierten und damit die „Tatsache des Besizens, Nehmens, Eindringens, Beherrschens und Sich-Bestätigens, falls nötig mit Gewalt“ (122) außer Kraft setzten – die Homosexuellen. Unter Verwendung einiger inzwischen klassischer Studien zur Homosexualität zeichnet Badinter hier auf wenigen Seiten die Entwicklung vom „Sodomiten“ des 18. Jahrhunderts zum „Homosexuellen“ der frühen Sexualwissenschaft nach, wobei sie die umfassende Sexualisierung des Schwulen in den Vordergrund stellt. Die sexuelle Überkodierung von männerliebenden Männern wird von ihr als der Grund dafür angesehen, daß diese spezifische Form von Männlichkeit als Alternative auswich und sogar zum Stereotyp des Anti-Männlichen avancierte.

Im bei weitem größten Teil des Buches argumentiert sie nicht primär historisch, sondern problematisiert die Männlichkeit von seiten anderer Wissenschaften. Sie skizziert deterministische und konstruk-

tivistische Positionen bezüglich der biologischen versus sozialen Festschreibung männlicher Identität. Die psychische Differenzierung im Laufe der Lebensgeschichte wird sehr ausführlich dargestellt: Nach Badinter beginnt die männliche Identitätsbildung mit der „Protoweiblichkeit“ des männlichen Kindes und der Symbiose mit der Mutter und findet ihren konfliktreichen Höhepunkt in der Trennung von der mütterlichen Weiblichkeit. Hinsichtlich der Ablösung des Sohnes von der Mutter und der Hinwendung zum Vater macht Badinter eine elementare Weichenstellung im 19. Jahrhundert aus: Ab dieser Zeit würden immer mehr Familienväter aus dem Haushalt und damit auch aus dem Identifikationsfeld der Söhne verschwinden und letztere einer allmächtigen Mutterfigur überlassen. Insgesamt würde es in abendländischen Gesellschaften drei *ex negativo*-Beweise für eine gefestigte Männlichkeit geben: Neben der Feststellung, daß man weder andere Männer begehrt noch von ihnen begehrt werden will, seien es die „Trennung von der Mutter (ich bin nicht ihr Baby)“ und die „radikale Abgrenzung vom weiblichen Geschlecht (ich bin kein Mädchen)“ (122), die der Männlichkeit Halt verleihen.

Im zweiten Teil des Buches konzentriert sich die Autorin auf den „kranken Mann“ der 80er Jahre, der durch eine „Aufspaltung des Selbst“ charakterisiert wird: Zum traditionellen Verbot seine weibliche Seite zu zeigen, würde nun auch das durch die feministische Kritik entstandene Verbot treten, die (traditionelle) Männlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Die solcherart entstandenen psychischen Verstümmelungen resultierten in zwei Typen von (hetero- als auch homosexuellen) Männern: im „harten“ Mann, der sich nie mit den mütterlichen Werten versöhnt hätte und im „weichen“ Mann, der ohne die väterliche Identifikation aufgewachsen sei. Ersterer, der homophobe und misogynen „Cowboy“ oder „Rambo“ würde auf die Allmacht des Penis bauen, jenen Körperteil, der nicht die Mutter ist und deshalb Identität gewährt. Der „weiche“ Mann hingegen, sei das Ergebnis des abwesenden, oder besser verhinderten Vaters, der seinen Sohn der erstarkten mütterlichen Umklammerung und in der Folge einer Krise der Geschlechtsidentität ausliefern würde. Auf Seite der Schwulen fände diese Polarisierung eine, wenn auch verzerrte Entsprechung: „Der ‚Hypermacho‘ und die ‚Tunte‘ sind Opfer einer entfremdenden Imitation der heterosexuellen männlichen oder weiblichen Klischees.“ (195)

Der „versöhnte“ Mann, den Badinter auf den letzten dreißig Seiten des Buches vorstellt, soll aus einem erneuerten „Androgynat“ hervorgehen. Anders als zur Jahrhundertwende dürfe der Androgynat der Gegenwart aber nicht ein feminisierter oder gar geschlechtsneutraler Mann sein, sondern könne nur als das Ergebnis eines dreistufigen lebensgeschichtlichen Prozesses entstehen: Nach dem Erlernen der mütterlichen Weiblichkeit in der Kindheit und der väterlichen Männlichkeit in der Adoleszenz und im jüngeren Erwachsenenalter, hätten es diese neuen Männer erst ab ungefähr dem vierzigsten Lebensjahr nicht mehr nötig, permanent ihre Virilität zu beweisen. Ihr Androgynat würde nun darin bestehen, je nach Situation die männliche oder weibliche Seite ins Spiel zu bringen. Dieser Form von Männlichkeit sei al-

lerdings nur nach einer „Revolution der Väter“ realisierbar: „Bemuttern“ – und damit kehrt Badinter zu ihren Thesen über die Mutterliebe zurück – wäre keine intrinsisch verankerte Eigenheit eines der beiden Geschlechter, sondern würde genauso wie viele andere Verhaltensweisen erlernt werden. Insgesamt ist sich die Autorin des (derzeit noch) utopischen Charakters des von ihr geforderten Androgynats bewußt, wenn sie am Schluß schreibt: „Allerdings ist auch notwendig, daß die Frauen die Aufteilung der Aufgaben akzeptieren und daß Beamte, Arbeitgeber und andere Institutionen diese Entwicklung zu Kenntnis nehmen.“ (221)

Anders als Badinter geht es George L. Mosse in seinem neuesten Buch „Das Bild des Mannes“ nicht um die Infragestellung der modernen Männlichkeit, sondern um deren Konstruktion seit dem 18. Jahrhundert. Doch schon in der „Einführung“ wird deutlich, daß eine rein historische Definition des Untersuchungsobjekts so einfach nicht ist: Mosse will zwar „die Entwicklung eines Stereotyps, das zur Norm wurde“, aufzeigen und dabei die Maskulinität als Ganzes betrachten, nämlich als „Körper und Seele, äußeres Erscheinungsbild und innere Tugendhaftigkeit“ (11), konzentriert sich aber in der Folge hauptsächlich auf den Körper als Träger von Männlichkeitssymbolen. Der Primat des Bildes wird folgendermaßen begründet: „Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat Westeuropa in ein in hohem Maße visuell ausgerichtetes Zeitalter ein, ... das maskuline Stereotyp wurde ... zum Bestandteil einer Suche nach Symbolen.“ (12) Moderne Männlichkeit definierte sich laut Mosse von Beginn an durch ein Ideal männlicher Schönheit, das gleichzeitig innere Werte symbolisierte. „Schönheit im Äußern und Innern“ seien seit dem 18. Jahrhundert deshalb die wichtigsten positiven Konstruktionsprinzipien des modernen bürgerlichen Mannes. Ihr Ziel sei es, „das Bedürfnis der Gesellschaft nach Ordnung und Fortschritt wie auch die bürgerlichen Tugenden der Selbstkontrolle und Mäßigung“ (17) widerzuspiegeln.

Leider läßt uns Mosse bei seinen Überlegungen zur Entstehung des Stereotyps weitgehend im unklaren darüber, warum sich gerade diese Art von Männerbild entwickeln und durchsetzen konnte. Die wiederholte Bemerkung, das alles habe mit der Genese des Bürgertums zu tun, reicht hier wohl nicht aus. Mit Schwerpunkt auf den deutschen Sprachraum, aber auch unter Einbeziehung von englischen, französischen und italienischen Beispielen, beschreibt Mosse einige der, teilweise schon ins Mittelalter zurückreichenden „Bestandteile“ des Mannes. Wichtige Merkmale, wie Ritterlichkeit oder Ehre würden im 18. Jahrhundert jedoch nicht mehr als parzellierte Verhaltensweisen gesehen, sondern in den männlichen Körper eingeschrieben. Die Psychophysiologie mache es seit dieser Zeit möglich, körperliche Eigenschaften mit seelischen in direkte Verbindung zu bringen und die Analyse des Körpers als Charakterurteil zu gestalten. Der Entwurf des neuen Körpers wird am Beispiel Johann Joachim Winckelmanns wirkungsmächtiger Theorie des griechischen Schönheitsideals abgehandelt: „Edle Einfalt und stille Größe“, die Trias von Gleichgewicht, Proportion und Mäßigung wie auch das Fehlen individueller Züge hätte Statuen und Bildnisse jeglicher Sexualität beraubt und sie trotz

ihrer Nacktheit öffentlich betrachtbar gemacht. Die ausführliche Passagen über Winckelmann und über die Funktion des Duells für die männliche Ehre zeigen, daß Mosses eingeschränktes Verständnis vom männlichen Stereotyp und seiner Konstruktion nicht nur durch eine implizite Theorie zustande kommt, sondern – das belegt auch ein Blick in die Anmerkungen – auch auf einem derzeit eher lückenhaften Forschungsstand basiert.

Laut Mosse würden seit dem 18. Jahrhundert zahlreiche Maßnahmen zu einer massenhaften Verbreitung der modernen Männlichkeit ergriffen: Hierzu zählten etwa Sport und Gymnastik, mittels derer man unerlaubte Leidenschaften besser kontrollieren wollte oder auch ein neues soldatisches Ideal, das Heldentum, Tod und Opfer gleichermaßen für revolutionäre oder nationale Zwecke einforderte. Ebenfalls strategische Bedeutung hatten nach Mosse die „Anti-Typen“ der Männlichkeit: Stereotype Bilder von *dem* Juden, Schwarzen, Zigeuner und Homosexuellen würden als Negativdefinitionen die Mann-Konstruktion stützen und verstärken. Obwohl ein nicht unbedeutender Teil des Buches sich mit diesen Anti-Typen beschäftigt, erfahren wir insgesamt nur wenig darüber, welche Funktion ihnen in der bürgerlichen Psyche eigentlich zukommt und warum sie überhaupt konstruiert wurden. Nach Mosse handle es sich um Stereotype, die für den respektablen Mann die körperliche und moralische Unordnung und die physische und psychische „Häßlichkeit“ repräsentierten. An dieser Stelle referiert Mosse die jüngeren Untersuchungen über die Konstruktion des jüdischen und homosexuellen Körpers im späten 18. und im 19. Jahrhundert und beschreibt die weitverbreitete Angst vor sexueller Anarchie, die die Frauenbewegung gegen Ende des letzten Jahrhunderts bei Männern auslöste.

Wie Badinter sieht auch Mosse die männliche Identität in dieser Zeit in einer besonderen Krise: „Die Frauen versuchten, aus ihrer traditionellen Rolle auszubrechen, und immer mehr ‚weibische‘ Männer und ‚unweibliche‘ Frauen traten auf den Plan.“ (108) Dekadenz, Degeneration, Entartung und Hysterie seien nur einige der Schlagworte, die man im *Fin de Siècle* mit den nun stärker in die Öffentlichkeit tretenden „Mann-Weibern“ und „Konträrsexuellen“ verband. Skandale, wie die Eulenburg-Affäre hätten den Theorien über eine unmännliche Verschwörung gegen den bürgerlichen Mann immer wieder Nahrung gegeben. Obwohl der überwiegende Teil der frühen Feministinnen das traditionelle Männlichkeits- und Familienideal nicht zerstören wollte, war doch eine relativ kleine Gruppe von radikalen Frauen – durch ihre Forderungen nach Geburtenkontrolle, legaler Abtreibung und Kritik an der Doppelmoral – der Grund, warum die Frauenbewegung insgesamt als Bedrohung gesehen wurde. Zudem hätte das von einigen Künstler/inne/n kultivierte androgyne Wesen den klassischen männlichen Körpertyp genauso in Bedrängnis gebracht, wie Thesen à la Otto Weininger, nach denen graduelle Übergänge zwischen dem Weiblichen und Männlichen existierten.

Der Erste Weltkrieg hätte zwar die alternativen Vorstellungen von einer sanfteren und verschwommenen Männlichkeit nicht beseitigt, aber dafür Nationalismus und Maskulinität noch enger miteinander

verknüpft. Auch wenn nach dem Krieg, z. B. von einigen Sozialisten, ein „neuer Mann“ propagiert wurde, so dominierte nach Mosse doch das Gefühl, wonach der zeitgemäße Mann aus den Schützengräben auferstanden sei. Hier betont der Autor die besondere Bedeutung von Institutionen zur Verbreitung dieses Männlichkeitsstereotyps: Er thematisiert die körper- und disziplinentorientierte Sozialisation bei den Pfadfindern, in Arbeitersportvereinen sowie in Gymnasien und Universitäten. Obwohl es bezüglich bürgerlich-männlicher Werte zwischen Deutschland und England viele Übereinstimmungen gab, hätten die deutschen Institutionen den militärischen Gehorsam vor die individuelle Verantwortung gestellt. Mussolinis Mann hingegen sei ein „nietzscheanischer Nationalist“ (206) gewesen, der das griechische Körpermodell mit Expressivität und Theatralik auffüllte. Im Gegensatz zu diesem individualisierten italienischen Stereotyp hätte sich das nationalsozialistische ganz in Richtung einer Auflösung des männlichen Individuums in der Masse – und hier vor allem im Männerbund – bewegt. Angesichts der männerbündischen Struktur wären die Nazis jedoch permanent bemüht gewesen, den nackten Männerkörper von gleichgeschlechtlichen erotisch-sexuellen Konnotationen zu befreien.

„Auf dem Weg zur neuen Männlichkeit“ – so der Titel des letzten, nur 16 Seiten umfassenden Kapitels des Buches – hätten vor allem die Frauenbewegung und die Jugendkultur Erfolge gegen das traditionelle Männerbild verbuchen können. In den 70er und 80er Jahren würde sich auch das Klischee vom degenerierten Homosexuellen wandeln – nun gelte er zwar nicht unbedingt als Inbegriff der Männlichkeit, aber immerhin als schön. Die schwerste Niederlage würde das Stereotyp jedoch durch seine „Aushöhlung“ erleiden: Der Fluch des Mannes bestünde nun darin, daß es keine vorbildliche Männlichkeit mehr gebe und kaum mehr Rituale existierten, mit denen Männer ihre Geschlechts- und Geschlechteridentität unter Beweis stellen könnten. Spätestens an dieser Stelle wird klar, daß Mosse seine Vorstellungen von der Psychostruktur und -genese des modernen Mannes nie wirklich explizit darlegt und deshalb auch die Frage, ob sich der Modus der Identitätsbildung während des Untersuchungszeitraumes geändert hat, unbeantwortet bleibt. Im Unterschied zu Badinter läßt Mosse sein Buch eher pessimistisch ausklingen, wenn er meint, daß sich die von ihm analysierte Männlichkeit auch unter widrigen Umständen immer wieder behauptet hätte, denn ihre „Bedeutung ... als Kitt, der die moderne Gesellschaft zusammenhält, sorgte letzten Endes für ihre Unantastbarkeit“ (251).

George M. Mosse und Elisabeth Badinter haben recht unterschiedliche Beispiele dafür geliefert, wie ein neues Forschungsfeld konstruiert werden kann: Ersterer betont die große Bedeutung, die die (moderne) Männlichkeit für den historischen Wandel hatte und fordert, das „Männer-Thema“ oder besser die männergeschichtliche Perspektive in Hinkunft auch bei anderen historischen Fragen zu berücksichtigen. Daß das neue historische Untersuchungsgebiet nicht ohne eine ausführliche theoretische Diskussion des Untersuchungsobjekts erschließbar sein wird, hat Elisabeth Badinter durch ihren interdiszi-

plinären Ansatz nachdrücklich gezeigt. In Kombination betrachtet, lassen sich aufgrund der beiden Studien jedenfalls auch die Konturen einer zukünftigen *Männergeschichte* ausmachen – und deren erste Hürden: Will sie nicht zu einer plakativen Hülse verkommen, wird sie sich nicht nur allgemein mit der Geschichte der Männer zu beschäftigen haben, sondern primär mit der *Geschichte der Männlichkeit* und dabei über den Horizont ihrer spezifisch bürgerlich-abendländischen Konstruktionsweise – sowohl zeitlich, kulturell als auch paradigmatisch – hinausschauen müssen.

Franz X. Eder, Wien

**Thekla – Die Apostolin. Ein apokrypher Text neu entdeckt.** Übersetzt und kommentiert von Anne Jensen (= Frauen – Kultur – Geschichte, hg. v. Claudia Opitz und Karin Walter, Band 3). Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag 1995, 134 S., öS 248,00/DM 34,00/sfr 32,00, ISBN 3-451-23674-5.

**Barbara Newman, Hildegard von Bingen, Schwester der Weisheit.** Aus dem Amerikanischen von Annette Esser und Monika Priester (= Frauen – Kultur – Geschichte, Band 2). Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag 1995 (engl.: *Sisters of Wisdom. St. Hildegard's Theology of the Feminine.* University of California Press 1987), 379 S., öS 321,00/DM 44,00/sfr 42,00, ISBN 3-451-23675-3.

**Christine de Pizan, Der Schatz der Stadt der Frauen. Weibliche Lebensklugheit in der Welt des Spätmittelalters.** Ein Quellentext aus dem Mittelfranzösischen übersetzt von Claudia Probst, hg. und eingeleitet von Claudia Opitz (= Frauen – Kultur – Geschichte, Band 6). Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag 1996, 284 S., öS 291,00/DM 39,80/sfr 38,00, ISBN 3-451-23956-6.

**Hedwig Röckelein u. a. Hg., Jeanne d'Arc oder Wie Geschichte eine Figur konstruiert.** Mit Beiträgen von Philippe Contamine, Dagmar von Hoff, Hedwig Röckelein, Charlotte Schoell-Glass, Kat(h)arina Simon-Muscheid, Maria E. Müller, Claudia Opitz, Dietmar Rieger, Ulrike Vedder (= Frauen – Kultur – Geschichte, Band 4). Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag 1996, 277 S., öS 291,00/DM 39,80/sfr 38,00, ISBN 3-451-23953-1.

Zielsetzung dieser neuen Reihe, die sich vorwiegend mit Frauenthematen in Mittelalter und Früher Neuzeit befaßt, ist es, sowohl neue Ergebnisse der deutschsprachigen Forschung wie auch fremdsprachige Publikationen in deutscher Übersetzung bekannt zu machen sowie sonst schwer erfaßbare Texte zu erschließen.

Gerade letzterer Aufgabe widmet sich Anne Jensen, Mitarbeiterin am Institut für Ökumenische Forschung an der Universität Tübingen,